

ZOË HELLER
Tagebuch einer Verführung

Buch

Sheba Hart ist eine neue Lehrerin an St. George's, einer Gesamtschule im Londoner Norden. Sie ist hübsch, sie ist unerfahren und sie hat Probleme, in ihrem Unterricht für Ruhe zu sorgen. Aber schon vom ersten Tag an bemüht sich Barbara Covett, eine erheblich ältere Kollegin, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen: Barbara ist überzeugt, in Sheba eine Seelenverwandte gefunden zu haben und sucht gezielt deren Freundschaft. In Wahrheit trennen die beiden Frauen Welten. Sheba, attraktiv, verheiratet mit einem Unidozenten und Mutter zweier Kinder, führt ein völlig anderes Leben als die allein stehende und einsame Barbara. Trotzdem zieht es diese unwiderstehlich zu ihrer jüngeren Kollegin hin, und fast unmerklich beginnt sie, sich in deren Leben zu schleichen. Als Sheba sich mit einem ihrer Schüler einlässt, steht Barbara trotz des öffentlichen Skandals zu ihr. Sie hält den Verlauf der Affäre peinlich genau in einem Notizbuch fest, und als Sheba zunehmend in die Isolation gerät, sieht Barbara ihre Chance gekommen, die junge Frau völlig zu vereinnahmen.

Autorin

Zoë Heller hat eine Kolumne beim Daily Telegraph und wurde 2002 zur Kolumnistin des Jahres gewählt. »Tagebuch einer Verführung«, ihr von Kritikern und Lesern begeistert gefeierter zweiter Roman, wurde für den renommierten Booker Prize nominiert. Die Autorin lebt mittlerweile in New York.

Zoë Heller

Tagebuch
einer Verführung

Roman

Aus dem Englischen von
Rainer Schmidt

GOLDMANN
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Notes on a Scandal«
bei Viking, published by the Penguin Group,
Penguin Books Ltd, London

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2006

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Zoë Heller

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images/Photonica/Lisa Spindler Photography Inc.

Redaktion: Claudia Alt

AB · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3 442-54235-9

ISBN-13: 978-3 442-54235-2

www.goldmann-verlag.de

Für Larry und Frankie

VORWORT

1. März 1998

Neulich beim Abendessen sprach Sheba davon, wie sie und der kleine Connolly sich zum ersten Mal geküsst hatten. Das meiste davon hatte ich natürlich schon gehört; es gibt nur wenige Aspekte der Connolly-Geschichte, die Sheba mir nicht schon mehrmals geschildert hat. Aber diesmal kam dabei etwas Neues zur Sprache. Ich fragte sie beiläufig, ob irgendetwas an dieser ersten Umarmung sie überrascht habe. Sie lachte. Ja, der *Geruch* bei alledem sei überraschend gewesen, sagte sie. Sie habe seinen persönlichen Geruch nicht vorhergesehen, und hätte sie es doch getan, wäre ihre Vermutung wahrscheinlich in eine teenagergemäße Richtung gegangen: Kaugummi, Cola, Schweißfüße.

Was ich in dem Augenblick tatsächlich einatmete, war Seife. Wäsche aus dem Trockner. Er roch nach gewissenhafter Pflege. Du kennst den Waschmaschinendunst, der dich manchmal anweht, wenn du an den Kellerlüftungen vornehmer Apartmenthäuser vorbeigehst? So ungefähr. So sauber, Barbara. Nie eine Spur von diesem Käse-und-Zwiebel-Atem, den die anderen Kids haben...

Jeden Abend, seit wir bei Eddie wohnen, spricht Sheba so mit mir. Sie sitzt am Küchentisch und schaut in die grüne Dunkelheit von Eddies Garten hinaus. Ich sitze ihr gegenüber und sehe zu, wie ihre nervösen Finger Pirouetten in die Plastiktischdecke malen. Oft ist es ziemlich starker Tobak, was sie mir mit ihrer Nachrichtensprecherstimme erzählt. Anderer-

seits ist eines der vielen Dinge, die ich an Sheba immer bewundert habe, ihre Fähigkeit, über vulgäre Dinge so zu reden, dass sie völlig schicklich klingen. Wir haben keine Geheimnisse voreinander, Sheba und ich.

Als ich das erste Mal sah, wie er sich auszog, weißt du, woran ich da dachte, Barbara? An frisches Gartengemüse, eingewickelt in ein sauberes weißes Taschentuch. An Pilze, frisch aus der Erde. Nein, wirklich. Er war essbar. Er wusch sich jeden Abend die Haare. Stell dir das vor! Sie waren vor lauter Sauberkeit ganz weich. Die Eitelkeit der Jugend wahrscheinlich. Oder, nein – vielleicht ihr banger Eifer. Sein Körper war noch ein neues Spielzeug: Er hatte nicht gelernt, ihn mit der gleichgültigen Nachlässigkeit der Erwachsenen zu behandeln.

Ihr Bericht schlängelte sich zurück auf vertrautes Terrain. Die Haar-Rhapsodie muss ich in den letzten Monaten mindestens fünfzehn Mal gehört haben. (Ich selbst hatte nie etwas übrig für Connollys Haare. Mir kamen sie immer ein bisschen sonderbar vor – wie diese Glasfasergespinnste, die man als Weihnachtsbaumschnee verkauft.) Trotzdem gab ich ihr brav ihre Stichwörter.

»Und? Warst du nervös, als du ihn geküsst hast, Sheba?«

O nein. Na ja, doch... Nicht ganz. [Lachen.] Kann man nervös und ruhig gleichzeitig sein? Ich erinnere mich, dass ich sehr erleichtert war, weil er seine Zunge nicht benutzte. Dazu muss man jemanden erst ein bisschen kennen, nicht wahr? Sonst ist es zu viel. All das Gesabber. Und das etwas peinliche Gefühl, dass der andere sich bemüht, auf sehr begrenztem Raum kreativ zu sein... Jedenfalls, ich habe mich vielleicht zu sehr entspannt, denn das Fahrrad fiel um – ein schreckliches Geklapper –, und dann bin ich natürlich weggelaufen...

Ich sage nicht viel bei diesen Gelegenheiten. Es geht darum, Sheba zum Reden zu bringen. Aber auch unter alltäg-

lichen Umständen bin ich in unserer Beziehung eher die Zuhörende. Nicht, dass Sheba gescheiter wäre als ich. Aus jedem objektiven Vergleich würde ich wahrscheinlich als die Gebildetere von uns beiden hervorgehen. (Sheba weiß ein bisschen über Kunst – das gestehe ich gern zu, aber bei all ihren klassenbedingten Vorteilen ist sie beklagenswert unbelesen.) Nein, Sheba redet, weil sie einfach von Natur aus gesprächiger und offener ist als ich. Ich bin von Natur aus umsichtig, und sie ... na, sie ist es eben nicht.

Für die meisten Leute ist Ehrlichkeit eine so unübliche Abweichung von ihrem gewohnten *modus operandi* – eine solche Abweichung von ihrer tagtäglichen Verlogenheit –, dass sie sich verpflichtet fühlen, dich darauf aufmerksam zu machen, wenn ein Augenblick der Aufrichtigkeit bevorsteht. »Um ganz ehrlich zu sein«, sagen sie, oder: »Um die Wahrheit zu sagen«, oder: »Darf ich ganz offen sprechen?« Oft erwarten sie ein Schweigegelübde, ehe sie weitersprechen. »Das bleibt aber unter uns, ja?... Du musst mir *versprechen*, es niemandem zu erzählen...« Das alles sagt Sheba nicht. Sie wirft mit intimen und wenig schmeichelhaften Wahrheiten um sich, und zwar dauernd und ohne nachzudenken. »Ich habe als Kind mit unglaublicher Besessenheit masturbiert«, erzählte sie mir einmal, als wir gerade erst dabei waren, uns kennen zu lernen. »Meine Mutter musste mir das Höschen praktisch mit Klebstreifen an die Haut kleben, damit ich nicht in aller Öffentlichkeit an mir herumfingerte.« »Ach?«, sagte ich und tat so, als sei ich es gewohnt, solche Dinge bei Kaffee und KitKat zur Sprache zu bringen.

Es ist eine Eigenschaft der sozialen Schicht, glaube ich – diese unbekümmerte Offenheit. Wenn ich im Leben mehr Umgang mit feinen Leuten gehabt hätte, wäre mir dieser Stil wahrscheinlich vertraut, und ich würde mir nichts dabei den-

ken. Aber Sheba ist die einzige Upperclass-Person, die ich je gekannt habe. Ihre ungehemmte Offenheit ist auf ihre Art so exotisch für mich wie der Teller in der Lippe eines Amazonasindianers. Im Moment sollte sie eigentlich ein Mittagschläfchen halten (sie schläft nachts nicht gut). Aber am Knarren der Dielen dort oben höre ich, dass sie im Zimmer ihrer Nichte herumgeistert. Sie geht nachmittags oft dort hinein. Anscheinend war es in ihrer Jugend ihr Zimmer. Dann hantiert sie stundenlang mit den Sachen des kleinen Mädchens – ordnet die Phiolen mit Flitter und Kleber in den Etais für den Kunstunterricht und zählt die Plastikschuhe der Puppen durch. Manchmal schläft sie da oben ein, und dann muss ich hinaufgehen und sie zum Abendessen wecken. Sie sieht immer ziemlich traurig und seltsam aus, wenn sie da auf dem rosa-weißen Prinzessinnenbett liegt und ihre großen, groben Füße über die Bettkante baumeln. Wie eine Riesin, die ins falsche Haus getappt ist.

Das Haus gehört jetzt ihrem Bruder Eddie. Als Shebas Vater gestorben war, fand ihre Mutter, es sei zu groß für eine Person, und Eddie kaufte es ihr ab. Sheba ist darüber verbittert, glaube ich. Es ist unfair, sagt sie, dass Eddie, nur weil er reich ist, ihre gemeinsame Vergangenheit für sich allein kaufen kann.

Eddie und seine Familie sind im Moment in New Delhi. Die amerikanische Bank, bei der er arbeitet, hat ihn für sechs Monate dorthin geschickt. Sheba rief ihn in Indien an, als der Ärger losging, und er war damit einverstanden, dass sie in dem Haus wohnte, bis sie etwas Dauerhaftes gefunden hätte. Seitdem sind wir hier. Kein Mensch weiß, was wir tun werden, wenn Eddie zurückkommt. Ich habe den Mietvertrag für meine kleine Wohnung vor ein paar Wochen gekündigt, und damit, dass Shebas Mann Richard uns auch nur vorüberge-

hend bei sich aufnimmt, ist nicht zu rechnen. Wahrscheinlich haben wir nicht genügend Geld, um eine neue Wohnung zu mieten, und außerdem bin ich nicht sicher, ob irgendein Hauswirt in London uns zurzeit nehmen wird. Aber ich versuche, mir keine Sorgen zu machen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe, wie meine Mutter immer sagte.

Diese Geschichte handelt nicht von mir. Aber da mir die Aufgabe zugefallen ist, sie zu erzählen, und da ich bei den Ereignissen, von denen ich berichten werde, eine Nebenrolle spiele, ist es nur recht und billig, dass ich eine kurze Darstellung meiner selbst und meiner Beziehung zur Protagonistin gebe. Ich heiße Barbara Covett. (Von Zeit zu Zeit nennt einer meiner Kollegen mich »Barb« oder – noch schlimmer – »Babs«, aber das gewöhne ich ihnen gleich wieder ab.) Bis ich letzten Januar in Pension ging, hatte ich in Archway, North London, gewohnt und die letzten zwanzig Jahre hindurch an St. George's, einer Gesamtschule in derselben Gegend, Geschichte unterrichtet. An St. George's habe ich vor etwas über achtzehn Monaten Bathsheba Hart kennen gelernt. Ihr Name wird den meisten inzwischen wohl vertraut sein. Sie ist die zweiundvierzigjährige Töpferlehrerin, die kürzlich wegen sexuellen Missbrauchs eines Minderjährigen angeklagt wurde, nachdem bekannt geworden war, dass sie ein sexuelles Verhältnis mit einem ihrer Schüler unterhielt – einem Jungen, der fünfzehn Jahre alt war, als die Affäre begann.

Seit die Sache ans Licht kam, berichtet die Presse nahezu unablässig über sie. Ich bemühe mich, auf dem Laufenden zu bleiben, aber das ist, offen gesagt, eine ziemlich deprimierende Aufgabe. Früher hatte ich ein gewisses Vertrauen in die Integrität der Medienorgane dieses Landes, aber jetzt, da ich aus nächster Nähe gesehen habe, wie die Reporter ihrer Arbeit

nachgehen, muss ich erkennen, dass dieses Vertrauen leider fehl am Platz war. In den letzten vierzehn Tagen habe ich allein in den Zeitungen sicher zwanzig sachliche Fehler in der Berichterstattung über Shebas Fall entdeckt. Am Montag dieser Woche bezeichnete irgendein Schlaukopf vom *Daily Mirror* sie als »drallen Feger«. (Jeder, der auch nur einen kurzen Blick auf sie geworfen hat, weiß, dass sie platt wie ein Brett ist.) Und gestern brachte die *Sun* »Enthüllungen« über Shebas Ehemann, in denen behauptet wurde, Richard, der am City of London College Kommunikationstheorie lehrt, sei »ein trendiger Prof, der in sexy Seminaren zeigt, wie man schmutzige Magazine liest«.

Letzten Endes aber ist nicht die Schlampigkeit oder auch die fröhliche Verlogenheit der Berichterstattung das Erstaunliche, sondern ihre Scheinheiligkeit. Guter Gott, diese gnadenlose Scheinheiligkeit! Mir war ja klar, dass es Aufsehen geben würde, als das alles herauskam. Ich habe nicht damit gerechnet, dass man Sheba Mitgefühl entgegenbringen würde. Aber die hysterische Geilheit der Reaktionen war nicht vorauszusehen. Die erregende Wut. Diese Reporter schreiben über Sheba, als wären sie Siebenjährige, die sich zum ersten Mal mit der Tatsache der elterlichen Sexualität konfrontiert sehen. »Abscheulich« ist eins der großen Worte. »Ungesund« ist ein anderes. Shebas Neigung zu dem Jungen sei »ungesund«. Auch ihre Ehe sei »ungesund« gewesen. Der Junge habe ein »ungesundes« Interesse daran gehabt, ihre Anerkennung zu gewinnen. Jegliche Art von sexueller Anziehung, die man nicht auf den Postkarten aus dem Urlaub an der See dokumentiert findet, fällt bei diesen Leuten durch die Gesundheitsprüfung. Jedes sexuelle Verhältnis außerhalb der engen Kanäle der Konventionen einer Familienzeitung wird in das große, unheimliche Reich der perversen »Eskapaden«

verwiesen. Journalisten sind gebildete Menschen, oder? Sie haben studiert, einige jedenfalls. Wie sind sie so kleingeistig geworden? Haben *sie* niemals jemanden außerhalb der eigenen Altersgruppe begehrt, die nach Recht und Sitte ihrer jeweiligen Umgebung für angemessen gehalten wurde? Nie einen Impuls verspürt, der von außerhalb des magischen Kreises sexueller Orthodoxie kam?

Ich glaube, es waren die Zeitungen, die Richard und Sheba schließlich zur Strecke brachten. Nachdem sie auf Kautions entlassen worden war, versuchten die beiden eine Zeit lang tapfer weiterzumachen. Aber es war unerträglich – unerträglich für jedes Ehepaar. Wenn man an die Reporter denkt, die vor ihrem Haus campierten, an die furchtbaren Schlagzeilen jeden Tag – »Sex-Lehrerin besteht Mündliches mit Bravour«, »Lehrerin hält Schüler die Stange« und so weiter –, ist es ein Wunder, dass sie überhaupt so lange durchgehalten haben. Kurz bevor Sheba zum ersten Mal vor Gericht erscheinen musste, teilte Richard ihr mit, dass ihre Anwesenheit im Haus den Kindern das Leben zur Hölle mache. Ich nehme an, er hielt es für rücksichtsvoll, den Rausschmiss damit und nicht mit seinem eigenen Abscheu zu begründen.

Dies war der Augenblick, in dem ich mich einschaltete. Ich brachte Sheba für ungefähr eine Woche in meiner Wohnung unter, und als sie Eddie dazu überredete, ihr sein Haus zu überlassen, ging ich mit. Was hätte ich anderes tun können? Sheba war so jämmerlich allein. Nur ein völlig gefühlloses Individuum hätte sie im Stich lassen können. Es gibt noch mindestens eine Vorverhandlung – möglicherweise auch zwei –, bevor der Fall vor den Strafrichter kommt, und offen gestanden glaube ich nicht, dass Sheba das allein durchstehen wird. Ihr Anwalt sagt, sie könne den Strafprozess vermeiden, wenn sie sich schuldig bekennt. Aber davon will sie nichts wissen.

Für sie ist ein Schuldeingeständnis – selbst eines, das jegliche Art von »Zwang, Nötigung oder Bestechung« ausschließt – undenkbar. »Es war keine Gewalt im Spiel, und ich habe nichts Unanständiges getan«, sagt sie gern.

Indem ich in den letzten paar Wochen Shebas Hüterin geworden bin, habe ich unweigerlich einen Teil des medialen Scheinwerferlichts auf mich gezogen. Für die Journalisten ist es anscheinend eine Quelle der Erheiterung und des Unbehagens, dass eine respektable ältere Frau mit fast vierzigjähriger Erfahrung als Pädagogin sich aus freien Stücken mit Sheba in Verbindung bringen lässt. Kein einziger Reporter, der über diesen Fall berichtet hat – *kein einziger* –, hat es sich entgehen lassen, eine mehr oder minder launige Beschreibung meiner Handtasche abzugeben: eines absolut alltäglichen Gegenstands mit Holzgriff und einer Petitpoint-Stickerei von zwei kleinen Kätzchen. Offenbar würde es ihnen allen viel besser gefallen, wenn ich mich irgendwo mit den anderen hängebackigen alten Schachteln herumtreiben und mit meinen Enkelkindern prahlen oder Bingo spielen würde. Besser jedenfalls, als dass ich im Haus eines reichen Bankers in Primrose Hill auf der Türschwelle stehe und eine mutmaßliche Kinderschänderin verteidige.

Als einzige mögliche Erklärung, warum ich mich freiwillig in den Dunstkreis von Shebas Verkommenheit begeben, fällt den Journalisten nur ein, dass ich auf eine noch ungeklärte Weise selbst verkommen bin. In den Wochen seit Shebas Verhaftung habe ich mehrmals in ihrem Namen mit Reportern sprechen müssen, und als Resultat davon bin ich den Lesern der *Sun* jetzt als »Spinddoctor der flotten Lehrerin« bekannt. (Wer mich kennt, wird bezeugen, dass ich eine gänzlich ungeeignete Kandidatin für diesen Spitznamen bin.) Als Shebas Sprecherin bin ich in der naiven Hoffnung aufge-

treten, ich könnte den scheinheiligen Anfeindungen gegen meine Freundin wenigstens zum Teil entgegenwirken und ein bisschen Licht auf die wahre Natur ihrer komplexen Persönlichkeit werfen. Doch leider haben meine Beiträge nichts dergleichen erreicht. Entweder wurden sie grausam und absichtlich verzerrt wiedergegeben, oder sie gingen unter in einem Strom von Lügen, verbreitet von Menschen, die Sheba nie begegnet sind und sie wahrscheinlich auch dann nicht verstanden hätten, wenn sie ihre Bekanntschaft hätten machen können.

Das ist der wichtigste unter all den Gründen, die mich jetzt bewegen haben, das Risiko weiterer Verleumdungen auf mich zu nehmen, indem ich meinen eigenen Bericht über Shebas Sturz verfasse. Ich bin anmaßend genug, um zu glauben, dass ich von allen am besten dazu qualifiziert bin, diese kleine Geschichte zu schreiben. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass ich die *Einzige* bin, die es kann. Sheba und ich haben in den letzten Monaten unzählige Stunden miteinander verbracht und einander alles Mögliche anvertraut. Sheba hat sicher keine andere Freundin oder Verwandte, die mit den Alltäglichkeiten ihrer Affäre mit Connolly so gründlich vertraut ist wie ich. In vielen Fällen habe ich die Ereignisse, die ich hier schildern werde, persönlich miterlebt, und in allen anderen beziehe ich mich auf das, was Sheba mir in allen Einzelheiten erzählt hat. Ich bin nicht so verwegen, zu behaupten, meine Version der Geschichte sei die einzig wahre. Aber ich glaube doch, dass meine Erzählung beträchtlich dazu beitragen wird, dass die Öffentlichkeit verstehen kann, wer Sheba Hart wirklich ist.

Ich sollte gleich einräumen, dass Shebas Aussagen zu ihrem Verhalten vom moralischen Standpunkt aus nicht immer ganz verlässlich sind. Noch jetzt neigt sie dazu, die Beziehung

zu romantisieren und die Verantwortungslosigkeit – das Unrecht – ihrer Handlungen zu unterschätzen. Wenn sie überhaupt Bedauern zum Ausdruck bringt, dann eher darüber, dass sie ertappt worden ist. Aber so verwirrt und verstört sie noch immer ist, ihre Ehrlichkeit bleibt doch absolut zuverlässig. Mag sein, dass ich ihre *Deutung* bestimmter Ereignisse fragwürdig finde, aber ich habe keinen Grund, die sachlichen Einzelheiten ihrer Darstellung in Zweifel zu ziehen. Im Gegenteil, ich bin fest davon überzeugt, dass alles, was sie mir über das Wie, Wann und Wo dieser Affäre erzählt hat, nach bestem Wissen und Gewissen der Wahrheit entspricht.

Es geht jetzt gegen sechs; also wird es nicht mehr lange dauern. In einer halben Stunde – spätestens in einer Stunde – wird Sheba herunterkommen. Ich werde sie auf der Treppe schlurfen hören und mein Schreibzeug wegräumen. (Sheba weiß noch nichts von meinem Projekt. Ich fürchte, es würde sie im Moment nur aufregen, und deshalb habe ich beschlossen, es geheim zu halten, bis ich ein kleines Stück weiter gekommen bin.) Ein paar Augenblicke später wird sie in der Wohnzimmertür stehen, in Nachthemd und Socken.

Anfangs ist sie immer sehr still. Meistens hat sie geweint. Meine Aufgabe ist es, sie aufzumuntern und sie wieder aus ihrer Lethargie herauszuholen. Also bemühe ich mich, besonders munter zu sein. Ich werde ihr eine komische Geschichte erzählen, die ich heute im Supermarkt erlebt habe, oder irgendeine biestige Bemerkung über den kläffenden Nachbarshund machen. Nach einer Weile werde ich aufstehen und mit der Zubereitung des Abendessens beginnen. Bei Sheba, das weiß ich inzwischen, ist es am besten, nicht zu drängen. Sie ist im Moment in einem äußerst nervösen Zustand und reagiert extrem empfindlich, wenn man sie »unter Druck setzt«. Also fordere ich sie nicht auf, mit in die Küche

zu kommen. Ich gehe einfach und fange an zu klappern. Sie wird eine Zeit lang im Wohnzimmer auf und ab wandern und mit irgendwelchen Sachen herumfummeln, und dann, nach ungefähr zehn Minuten, wird sie unweigerlich aufgeben und mir nachspaziert kommen.

Ich koche nicht ausgefallen. Sheba hat nicht viel Appetit, und ich war nie groß in Saucen. Wir essen meistens Kindergerichte. Bohnen auf Toast, Welsh Rarebit, Fischstäbchen. Sheba lehnt am Herd und sieht mir bei der Arbeit zu. An einem bestimmten Punkt fragt sie meistens nach Wein. Ich habe versucht, sie dazu zu bringen, dass sie damit wartet, bis sie etwas gegessen hat, aber dann wird sie ziemlich kratzbürstig, und deshalb habe ich in letzter Zeit gleich nachgegeben und ihr ein kleines Glas aus dem Karton im Kühlschrank eingegossen. Man muss nicht um alles streiten. Sheba ist ein Snob, was das Trinken angeht, und sie quengelt dauernd, ich soll besseren Wein besorgen. *Wenigstens einen in der Flasche*, sagt sie. Aber ich kaufe weiter die Kartons. Wir haben in letzter Zeit einen knappen Etat. Und allem Gemecker zum Trotz hat Sheba offensichtlich keine Schwierigkeiten, das billige Zeug hinunterzukippen.

Wenn sie etwas zu trinken bekommen hat, entspannt sie sich ein wenig und fängt an, sich ein bisschen mehr für das, was ich sage, zu interessieren. Manchmal fragt sie sogar, ob sie auch etwas tun kann, und dann lasse ich sie eine Dose öffnen oder Käse reiben. Und dann, ganz unvermittelt, als hätten wir das Thema nie fallen gelassen, fängt sie an, von Connolly zu reden.

Sie bekommt nie genug von der Geschichte. Sie glauben nicht, wie oft sie bereit ist, dasselbe kleine Ereignis immer wieder von vorn durchzuhecheln und in allen Einzelheiten nach Hinweisen und Symbolen zu suchen. Sie erinnert mich

dabei an diese Juden, die Jahre ihres Lebens darauf verwenden, eine einzelne Passage aus dem Talmud zu analysieren. Es ist jedes Mal erstaunlich, sie dabei zu beobachten. Sie wirkt jetzt so zerbrechlich, aber wenn sie redet, geht ein Ruck durch sie, und ihre Augen beginnen zu leuchten! Manchmal regt sie sich auf, und dann gibt es Tränen. Aber ich glaube nicht, dass es ihr schadet, darüber zu sprechen. Eigentlich, nehme ich an, tut es ihr sogar gut. Es gibt sonst niemanden, dem Sheba all das erzählen kann. Und es hilft ihr, sagt sie, alles genau so zu schildern, wie es gewesen ist.

EINS

Das allererste Mal sah ich Sheba an einem Montagmorgen zu Beginn des Wintertrimesters 1996. Ich stand auf dem Parkplatz von St. George's und holte Bücher vom Rücksitz, als sie mit dem Fahrrad durch das Tor hereingefahren kam – einem altmodischen Bäckerjungenrad mit einem Korb an der Lenkstange. Ihr Haar war zu einer dieser kunstvoll zerzausten Frisuren zurechtgemacht; eine Menge lose Strähnen umrahmten den Kiefer, und in einem unordentlichen Knoten im Nacken steckte so etwas wie ein Essstäbchen. Es war eine Frisur, wie Filmschauspielerinnen sie tragen, wenn sie eine sexy Ärztin spielen. Was sie anhatte, weiß ich nicht mehr genau. Shebas Kleidung ist meistens ziemlich kompliziert – jede Menge wehender Schichten. Ich erinnere mich aber, dass sie violette Schuhe trug. Und auf jeden Fall einen langen Rock, denn ich weiß noch, dass ich dachte, er werde sich im nächsten Augenblick in den Speichen verheddern. Als sie abstieg – mit einem geschmeidigen, ziemlich aufreizenden kleinen Hüpfert –, sah ich, dass der Rock aus irgendeinem durchscheinenden Stoff bestand. Feenhaft war das Wort, das mir in den Sinn kam. *Eine feenhafte Person*, dachte ich. Ich schloss meinen Wagen ab und ging davon.

Formell wurde ich am selben Tag mit Sheba bekannt gemacht, als Ted Mawson, der stellvertretende Schulleiter, sie in der Nachmittagspause zum »Beschnuppern« ins Lehrerzimmer führte. Die Nachmittagspause ist kein guter Zeitpunkt,

um Lehrer zu beschnuppern. Wenn man die Laune der Lehrer im Verlauf eines Schultags graphisch darstellen wollte, würde die Nachmittagspause auf dem tiefsten Punkt der Kurve liegen. Die Atmosphäre im Lehrerzimmer ist erstarrt und wie in einem Käfig. Das muntere Geplapper des frühen Morgens ist erstorben, und die Kollegen, die nicht umhergehen, ihre Stundenpläne überprüfen und so weiter, flegeln sich in schweremütigem Schweigen herum. (Der Fairness halber muss man sagen, dass dieses Flegeln ebenso sehr ein Tribut an die miserable Konstruktion der drei alten Schaumstoffsofas im Lehrerzimmer wie auch ein Ausdruck der gesunkenen Moral des Lehrkörpers ist.) Manche Lehrer stieren mit hängenden Schultern ins Leere. Andere lesen – hauptsächlich die Feuilleton- und Medienseiten der liberalen Zeitungen oder Paperbackausgaben anspruchsloser Romane –, aber dabei geht es ihnen nicht so sehr um den Inhalt, sondern darum, sich vor der Notwendigkeit eines Gesprächs mit Kollegen abzuschirmen. Dabei werden Unmengen von Schokoriegeln und Instantnudeln in Plastiknäpfen verzehrt.

Am dem Tag, als Sheba erschien, war es im Lehrerzimmer ein bisschen voller als sonst, denn in Old Hall war die Heizung kaputt. (Neben den drei neuen Gebäuden – der Turnhalle, dem Kunstzentrum und dem naturwissenschaftlichen Block – stehen auf dem Gelände von St. George's noch zwei heruntergekommene Ziegelbauten, nämlich Old Hall und Middle Hall, die beide noch auf die erste Inkarnation der Schule als viktorianisches Waisenhaus zurückgehen.) An jenem Nachmittag waren mehrere Lehrer, die sonst während der Pause in ihren Klassenräumen in Old Hall hocken geblieben wären, genötigt gewesen, im Lehrerzimmer Zuflucht zu suchen, wo die Heizkörper noch funktionierten. Ich saß hinten in einer Ecke, als Mawson mit Sheba hereinkam, und

so konnte ich ein paar Minuten lang zusehen, wie sie sich langsam durch den Raum voranbewegten, bis ich mein Gesicht zu einem angemessenen Lächeln verziehen musste.

Shebas Frisur war seit dem Morgen noch chaotischer geworden. Aus den losen Strähnen waren Büschel geworden, und wo das Haar glatt zurückgebunden sein sollte, waren dünne, krause Triebe gesprossen, die ihren Kopf wie eine Art Corona umstanden. Sie war eine sehr schlanke Frau, das sah ich jetzt. Wenn sie sich vorbeugte, um sitzenden Kollegen die Hand zu geben, knickte ihr Körper in der Mitte ein wie ein Blatt Papier.

»Unsere neue Töpferlehrerin!«, posaunte Mr. Mawson mit seiner gewohnt guten Laune, bei der es einen eiskalt überlief. Er und Sheba warfen ihren Schatten über Antonia Robinson, eine unserer Lehrerinnen für englische Literatur. Sheba lächelte und berührte mit der flachen Hand ihr Haar.

Töpf fern. Leise wiederholte ich das Wort im Geiste. Es war zu perfekt: Ich sah sie vor mir, die verträumte Maid, über ihre Töpferscheibe geneigt, wo sie geschmackvoll marmorierte Milchkrüge ins Dasein massierte.

Sie deutete zum Fenster. »Warum sind die Vorhänge zugezogen?«

Ted Mawson rieb sich nervös die Hände.

»Oh«, sagte Antonia, »damit die Kids nicht zu uns hereinkucken und Gesichter schneiden können.«

Bill Rumer, der Fachleiter für Chemie, der neben Antonia auf einem der Schaumstoffsofas saß, schnaubte daraufhin laut. »Genau genommen, Antonia«, sagte er, »ist es, damit *wir* nicht zu *ihnen* hinauskucken können. Damit sie sich gegenseitig zusammenschlagen und vergewaltigen und ausplündern können, ohne dass wir einschreiten müssen.« Antonia lachte und machte ein empörtes Gesicht.

Nicht wenige Lehrer an St. George's haben etwas übrig für diesen affektierten Zynismus gegenüber den Schülern, aber Bill schießt den Vogel ab. Er ist ein ziemlich grässlicher Typ, muss ich leider sagen – ein Mann von der Sorte, die immer aggressiv breitbeinig dasitzt und einen klareren Blick auf die unordentlichen Konturen seines Gemächts eröffnet, als eigentlich schicklich wäre. Was aber zu seinen noch weniger erträglichen Eigenschaften gehört, ist der Umstand, dass er sich einbildet, außerordentlich ungezogen und schockierend zu sein – eine Selbsttäuschung, bei der ihn Frauen wie Antonia nur allzu eifrig unterstützen.

»Oh, *Bill*«, sagte Antonia jetzt und drückte ihren Rock auf die Schenkel.

»Keine Angst«, sagte Bill zu Sheba, »Sie werden sich an die Düsternis gewöhnen.« Er lächelte sie großherzig an – ein Grande, der ihr Zutritt in das kleine Reich seiner Leutseligkeit gewährte. Als sein Blick dann über sie wanderte, sah ich, wie sein Lächeln für einen Moment ins Stocken geriet.

Frauen, die andere Frauen betrachten, vertiefen sich dabei eher in Einzelheiten – körperliche Details, Besonderheiten der Kleidung. Wir sind so sehr beschäftigt mit einem einzelnen Grübchen, den übergroßen Ohren, dem fehlenden Knopf, dass wir länger brauchen als die Männer, um die einzelnen Züge zu einem Gesamteindruck zu ordnen. Das erwähne ich, um zu erklären, warum mir erst jetzt, als ich Bill beobachtete, Shebas Schönheit auffiel. *Natürlich*, dachte ich, *sie sieht sehr gut aus*. Sheba, die während des witzigen Wortwechsels zwischen Bill und Antonia die ganze Zeit starr gelächelt hatte, versuchte noch einmal nervös, ihr Haar in Ordnung zu bringen. Als sie die langen, schlanken Arme hob, um an dem Chopstick-Ornament herumzufummeln, streckte sich ihr Oberkörper, und ihre Brust wölbte sich leicht vor. Sie hatte